

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 10

Artikel: Leute aus den hintern Gassen [Fortsetzung]
Autor: Schärer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10 — 1914

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den 7. März

Der Becher.

Von Adolf Frey.

Es stand ein schlanker Becher zwischen ihr
Und mir, mit schmalen Schilden ausgebuckelt.
Sie hob mir Dürftendem das Goldgeschirr
Mit ihren weißen Händen an den Mund.

Ich trank, bis in die Glut der tiefsten Ader
Erschauern und erfrischt. Ich blickte über
Den blanken Becherrand, indes ich schlürfte,
In ihre Augen, die begehrlieh brannten.

Absetzend bot ich ihr den Becher dar,
Den noch des Trankes andre Hälfte füllte.
Sie schüttelte das schöne Haupt und wandte
Sich schmerzlich ab. Da ward das Herz mir schwer,
Und herb und bitter würgte mich der Trank.

„Neue Gedichte.“

Leute aus den hintern Gassen.

Von Ernst Schärer, Bern.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 3. Preis.)

(Fortsetzung)

Auf einmal klangen Glockenschläge mitten in die trillernde Klarinette und den hadenden Bass. Erst vereinzelt, auf die niemand achtete und schließlich wurde es ein Wimmern.

„Der Haspel!“ —

Die Glocke meldete Hochwassernot. Um einen ganzen Meter sei die Aare in der letzten halben Stunde gestiegen. Seit Tagen regne es in Strömen im Oberland und Emmenthal. Im Altenberg schleiche das Wasser in die Häuser hinein. In der Mattenenge, in der Gerbernlaube sei nicht mehr durchzukommen, so wußte einer vom Brandkorps der untern Stadt zu berichten. —

Wie Milchkafee fließe die Aare daher. —

In langen Säcken stürmte der Jungschmied davon.

Eine Windsbraut jagte ihm entgegen und riß ihm den Hut vom Kopf. Spitz und scharf peitschte ihm der Regen ins Gesicht. Am Himmel jagten die Wolken in höllischen Fegen. Das Wetter hatte sich arg zum Bösen gewendet.

An der Mattenenge stemmte sich das Wasser an seine Knie; er achtete es nicht. Ihn drängte es vorwärts. Ein frostig und naßkühler Hauch umfing ihn. — Vor dem „Hopfenkranz“ stand der Kommandant der Feuerwehr, eben-

falls im Wasser und erteilte mit befehlender Stimme Weisungen. Nun wurden im Schein der Laternen Holzbrücken gebaut und mit Sandsäcken beschwert. Rähne wurden herbeigeschafft, Pumpen angelekt. Die Männer stampften das Wasser, als wären sie in der Schwemme. Überall half der Jungschmied mit seinen starken Armen. In ein Haus mußte er dringen, wo Vater und Mutter und eine Schar kleiner Kinder ruhig in ihren Betten geschlafen hatten, dieweil das Wasser bis zur Bettstatt stieg. Ihm verkrallte sich das Weinen der Kleinen im Herzen, ein tiefes Bedauern schüttelte ihn. Er zog den Rock vom Leibe und warf ihn um die Frau im nassen Unterrock.

Dann ging er weiter in ein anderes Haus und wieder in ein anderes, hemdärmelig und mit nackten, braunen Armen, die helfen und schaffen konnten, Dreien gleich.

Viel neugieriges Volk hatte sich angesammelt und besetzte die Brücken und trockenen Plätzchen, hinderten die Schaffenden am Werken. Der Jungschmied wies sie fort. — Hinweg da! — Zum Herumgaffen brauchen wir niemanden! — Seinem zwingenden Blick widerstand keiner, seine entschiedne Haltung hieß alle gehen.

Es dämmerte, als Bernhard Zehnder in die Brunnengasse

einbog. Ein kalter Wind wehte und von den Dächern fielen schwere Regentropfen in den Nebel, der durch die Gasse brodelte.

Ein Vogel versuchte seine Stimme. Irgendwo krächte ein Hahn.

Das Schlosserhäuschen in der Ecke versank in grauem Dunst. — —

* * *

Das war schon fast kein Frühling mehr; so war es sonst im Sommer. Hoch stand das Gras an der Halde und drüben am Hang. Es wartete der Sense. — Und wie es duftete! — Vom frühen Morgen an sandte es seine Atemwellen an die Fenster. Und Welle um Welle kam den ganzen Tag bis tief in die Nacht.

Und der Himmel war wie blauer Stahl und die Abende goldschwer. Auch wenn der Tag sich längst zum Schlafe gelegt, war immer noch ein Glühen am Himmel, war immer noch ein Rot hinter den Bäumen des Wylerwaldes. — —

Und doch schwirrten noch zu Tausenden die Maitäfer durch die langgezogenen lauen Abende.

Wer jetzt spazieren ging, dem flogen sie fast in den Mund, wenn er voll die aromatische Luft einsog. Sicher aber stießen sie einem an Nasen und Baden. Seit Menschengedenken war kein solches Maitäferjahr gewesen. An den Abenden mußte man jetzt die Fenster geschlossen halten, sonst krachte es sicher auf dem Stuhl, wenn man sich setzte.

Das war nun ein Fest für die Mädchen und Buben der hintern Gassen. Mit Wägeln, mit Büchsen, Risten und Säden zogen sie schon am frühen Morgen vor die Mauern, stiegen auf Bäume, und schüttelten die sonnen-scheuen Bräunlinge aus dem Schlaf. Denn für jeden Zentner zahlte die Gemeinde blankes Silber.

Von nichts anderem war mehr die Rede unter ihnen, als von den Maitäfern. Alle Spiele ruhten. Aller Kleinkramstreit war vergessen. — „Ah, i weiß wo-ere het!“ rief so ein junger Hintergäbler und stelzte braunbeinig und barfuß über das sonnenwarme Pflaster. — „Döhh, — du meinsch nume im Dähliher, — aber nobis, i weiß es tovers Derteli!“ drängte sich neugierig das Mädchen mit den Wildkashhaaren in die versammelte Schar. Man vermutete, man riet, lachte, scherzte, man stieß und man zankte sich wegen der Käfer, dieweil sie gaßauf und gaßab schwirrten, hier eines anstießen und dort sich im Haar verwickelten, oder am Licht sich die Flügel verbrannten und tot zu Boden fielen. Dann sagten die Buben: „Lueg, lueg, es het wider so-n-e Gueg!“ —

An solchen schönen Abenden stand Vater Berchten, der sonst finstere Schlosser, in Märtis Zimmer am Fenster und schaute mit großen, glänzenden Augen zum Fluß hinunter. Am Fensterkreuz lag die Faust. Der Kopf lehnte darauf. Seine Gedanken aber schlichen zwischen den Bäumen der Schütte umher und huschten verstohlen über das blütenreife Gras zum Rahm an der Aare.

Noch immer kam die Flut in mächtigen Wellen vom Oberland her, aber blaugrün und mit weißem Schaum gekrönt. Des Wassers lodender Sang drang den Hang hinauf, über die roten Kastanienblüten hinweg zu Berchtens Ohr. Oh, er kannte das Lied, das ausgelassen fröhlich und schwer-

mütig weh zugleich klingen konnte. Und er wußte auch, ihm konnte er auf die Dauer nicht widerstehen. Es zog ihn mit tausend Strängen. Das Rauschen lockte. Oft meinte er, das Anschlagen des Rahnes an den Aferpfloß zu vernehmen. —

Wenn nur der verfluchte Kärli aus der Schmiede zum Teufel wäre; wenn ihn nur dieser und jener holte! — schimpfte er dann, wenn er sich allein glaubte, ging noch spät nachts in die Werkstatt und kramte wie ein unruhiger Geist darin herum.

An solchen Abenden saß Märti mit einer Handarbeit in ihrem Stübchen, sah des Vaters Nöte und lächelte darob in sich hinein: „Nun murbet er! — Nun kommt bald meine Zeit, du lieber brummiger Egoist!“ — Ein Gefühl wie Schadenfreude schlich in ihr Herz.

Und dann kam wieder ein Abend, wo alle die erwachten Blumen schwüle Däfte ausatmeten und Fledermäuse durch die laue Nachtluft segelten. Wo es im alten Holzwerk der Brunnentreppe wie von Geistern raschelte. Wo der Mond hoch über den Zinnen des schlafenden Bern stand und alle Schatten fraß. Wo Silberglanz auf allen Büschen der Schütte lag und es wie weißer Dampf von der Halde heraufstieg.

In einer solchen Frühlingsnacht schrak Märti jäh aus bösem Traum empor. Ihr war, als hätte sich der Jungschmied Bernhard Zehnder in ihr Zimmerchen geschlichen und wollte sie mit seinen Umarmungen erdrücken. Ob ihrem eigenen Stöhnen war sie dann erwacht. — Sie horchte. —

Im Geäst der großen Akazie, direkt ihrem Fenster gegenüber, saß eine große Krähe und schrie gottserbärmlich nach den Häusern hin.

Märti schauderte. Alte Berner Sagen deuteten des schwarzen Vogels Gefrächze als Vorbote des Todes.

Guääg, . . . Guääg! —

Seden Laut begleitete der Vogel mit einem Wippen des Kopfes. Deutlich sah Märti den dunklen Flecken im monddurchwirkten jungen Laub. Mergerlich, und im Innersten geängstigt warf sie ein Glas Wasser nach ihm. — Mit schwerem Flügelschlag floh der unheimliche Bote davon.

Guääg, . . . Guaaaaag! —

Am andern Morgen fielen ganze Bündel schräger Sonnenfäden in ihr Zimmerchen. Wiesengeruch schlich durchs Fenster. Aus der obern Schmiede trällerten lustige Hammerschläge im Dreivierteltakt. Der Morgenwind fächelte in den Blumen vor dem Fenster. Im Baume aber sang eine Amsel die Duvertüre zu einer Frühlingshymne.

Märti dachte: „Ich habe schwer geträumt, . . . dummes Zeug habe ich geträumt,“ und sie blickte nach dem Himmel. Weiße Wolken schwammen dort im violetten Dunst. Die Halde drüben war ein einziges Goldfeld. Auf blühendem Löwenzahn funkelten Sonnenstrahlen.

War das ein Tag! —

Und wie war ihr so leicht!

Wie war die Welt doch so schön. —

Der Vater kam und hatte ein lustiges Blinzeln in den Augen. Sein Hund bellte vor Freude.

Beim Mittagessen blickte er Märti erst verstohlen von der Seite an und sah ihr lange in die Augen. Ihm schien,

jeglicher Kampf sei ausgeglichen. Ruhe und Ueberwundenheit leuchtete daraus.

Er trat dann ans Fenster.

„Will doch einmal sehen, ob mein Weidling noch lebt!“ —

Märti erblaßte. Dann schien rosiges Blut durch die Haut. Auf den Wangen brannten bald verräterische, rote Flecken.

Nach dem Abendessen schwammen farbige Wolken wie Seifenblasen über den Bäumen des botanischen Gartens.

Der Vater trat wieder ans Fenster und schaute erst lange in den Abend, bevor er auf die Aare zu reden kam.

„Ich glaube, am Weidling muß eine Planke ersetzt werden.“ — —

Dann war er gegangen.

Eine halbe Stunde später befand sich ein Brieflein für den Jungschmied unterwegs. Durch einen Buben hatte Märti es bestellen lassen und ihn für ein rundes Silberstück zum Schweigen verpflichtet. Es war derselbe Knabe, der ihr schon öfters Aufträge ausgerichtet.

Wenn der Jungschmied nicht im Zimmer sei, sollte er ihn suchen gehen. Aus den Gassen sei er nicht. Höchstens an der Schütte. Das Brieflein müsse ihm eigenhändig abgegeben werden.

Schwer atmend folgte sie dem Knaben mit den Blicken.

Sie stand dann eine Weile an den Tisch gelehnt und rang nach Fassung. Sie preßte die Hand aufs Herz, das stürmisch pochte. Das Blut schoß ihr in die Lippen, in die Wangen, in die Augen. Sein heißer Strom lief den Nacken hinab.

„Wird er kommen?“ —

Sie lief von einem Zimmer ins andere, setzte sich und stand wieder.

„So lange habe ich ihn nicht gesehen!“ —

Sie zündete ein Licht an. Ein Nachtfalter gaukelte herein und umgleitete das Licht.

„Wie wird er zu mir sein?“ —

Durch das offene Fenster erscholl das Raunen des Nachtwindes; der Gesang der Bäume; das Rauschen des Flusses drang zu ihr herauf. —

„Wird er zuerst reden? — Und was wird er sagen?“ —

Vorsichtig schlich jetzt Märti die Treppe herunter. Das Knarren des alten Holzes machte sie erschrecken. Sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, die auf Schleichwegen ging.

Langsam und mit verhaltenem Atem öffnete sie die hintere Werkstatttüre, horchte und schloß sie leise wieder.

Ein Geruch von Eisen und Kohle umfing sie. Ein spitzer Lichtwinkel stahl sich von der Straße her durch das graue Werkstattfenster. Ein Schatten huschte leichtfüßig darüber. Märti mußte sich an der Drehbank halten. Das Herz drohte zu zerpringen; es schlug wie rasend unterm Mieder und am Hals.

Märti lief auf den Zehen zur Türe, die nach der Gasse ging und drehte den Schlüssel zurück. Nur mit Mühe zwang sie ihn im verrosteten Schloß.

Ein schwerer Schritt schlug jetzt hastig das Gassenpflaster, verstummt und eilte dann schneller.

Da ging die Türe auf und Bernhard stand ihr gegenüber. Nur zögernd näherte er sich ihr, der Gruß blieb ihm

im Halse stecken. Dann überwand er die Scheu, deren er sich im stillen als unmännlich schämte, und er schloß das zitternde Kind in seine starken Arme. — — —

Draußen verdunkelte neuerdings ein Schatten das Gassenlicht. Breiter und länger war er als die andern.

Ein unbestimmtes Geräusch drang von der Gasse her zu den Liebenden, den im Glück Versunkenen.

Ein schwerer Fuß trappete: klapp klapp! —

Sie hörten nichts! —

Und jetzt! — Jetzt folgt ein Krachen, ein Klirren wie von Glas und Blech, ein Fluchen, ein wildes Toben, ein Schreien! —

Blickschnell erwachte Bernhard und wandte sich um, Märti im rechten Arm haltend. — In der nämlichen Sekunde aber flog schon eines der Bleistücke, die immer auf der Werkbank herumlagen, begleitet mit dröhnendem Fluch an seinem Arm vorbei und schlug hart an Märtis Brust! — —

Ein dumpfer Schlag, — sekundenlange atemlose Stille, — ein leises Röcheln, ein Sinken und Fallen! —

Dann das jähe Erwachen zwei zu wilden Bestien ent-raster Männer. — Und jetzt ein unmenschlicher gellender Aufschrei, der zwei-, dreimal die Gasse mit Entsetzen erfüllte. — Im nächsten Augenblick aber ein Ringen, ein Messen der Kräfte um den Leib des jungen Weibes, das still am dunklen Boden lag, die geschlossenen Augen im marmorweißen Gesicht, ein sickernder roter Blutfaden zwischen den Lippen und ein Lächeln darüber.

Schwer stampften die Füße der beiden Männer. Weißer Schaum spritzte über ihre Gesichter. Aus überquellenden Augen verkrampfte sich der Blick des einen im Gesicht des andern und die schweren Körper schlugen an Werkbank, Esse, Kessel und Gitter. — Eigensinnig beleuchtete das flackernde Licht der Edenlaterne den Kampf zweier Menschen um Leben oder Tod in der Werkstatt des schwarzen Schlossers.

Dann stand Vater Berchten allein vor seinem Kinde und nur langsam kam ihm die Wahrheit des Geschehnisses zum Verständnis. Erst jetzt wußte er, wer vor ihm lag, erst jetzt. — Und nun erinnerte er sich, daß er Märti hatte hinsinken sehen.

Er schaute wieder und wieder auf sie und bemühte sich, an einen wüsten Traum zu denken.

Aber es nützte nichts. Das Mädchen am Boden blieb sein Kind, seine Märti und lag still im Lichtschein der Gassenlaterne.

Da stöhnte er. Aus qualvoller Brust schrie er auf: „Das wollte ich nicht! — Es galt dem andern, dem Räuber!“ —

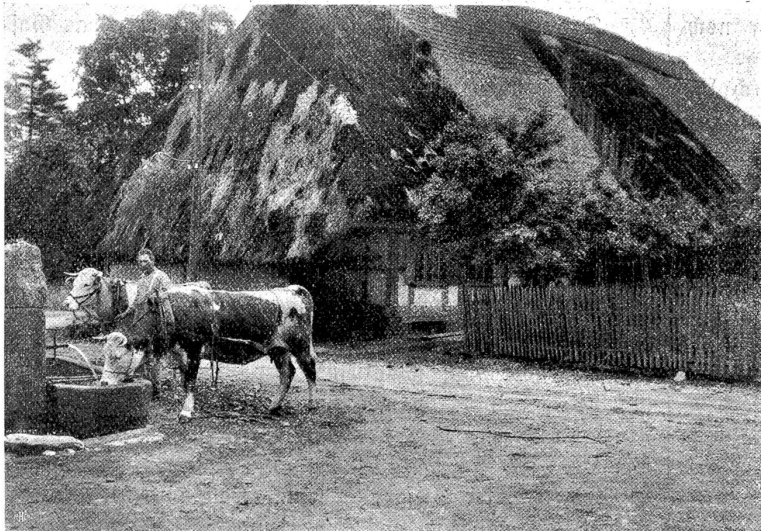
Er kniete nieder und sah den schmalen Faden Blut langsam auf den Boden rinnen. — Ohne Denken, willenlos und schwach wischte er ihn mit seinem roten Taschentuch von Märtis Lippen. Aber immer sickerte das Blut.

Jetzt preßte er seinen härtigen Mund darauf und sog das fliehende Blut in sich.

Und stand auf und tat einen fürchtbaren Fluch.

„Hinaus!“ keuchte Berchten zu denen, die sich allmählich gaffend an die Werkstattwand gestellt und seine Hand wies unzweideutig nach der Türe. — „Hinaus!“ —

Dann bückte sich der Schlosser und hob sein totes Kind. Sanft und zart, ganz langsam gehend, trug er es



Aus Ins.

die Holztreppe empor nach Märtis Mädchenzimmer. Dort legte er sie auf das weiße Bett, strich ihr die Rippen glatt und zog das Kleidchen straff. Aus dem Halsausschnitt nahm er das Medaillon, öffnete es und schaute lang auf das verblaßte Bild darin und wieder auf sein Kind. Er legte es ihr in die gefaltete, schon fast kalte Hand und zog die Vorhänge am Fenster zu.

Das tat er alles ganz still und ruhig, als hätte er sich schon lange überlegt, was er tun müsse. — Nur in seinem Gesicht wühlte es.

Wie ein Nachtwandler schritt der Schlosser die Treppe hinab, nahm den Hund, der vor der Türe winselte, am Halsleder und schritt mit ihm aus dem Hause, die Brunnentreppe hinab, die Halde hinunter, der Aare zu.

Nun war er am Boot. Der Hund sprang hinein. Ein Stein löste sich vom Ufer und plätscherte ins Wasser. Eine Welle kam und deckte die Spritzer zu.

„Ja, so wird es sein!“ murmelte er. „Es macht einer den Sprung ins Vergessen, das Wasser spritzt, und eine Welle kommt und deckt alles zu. — Niemand weiß, was hier geschah.“

Eine weiße Wolke schwamm am westlichen Nachthimmel. Dahinter leuchtete Wetterchein auf.

Berchten band den Rahn los. Ein kräftiger Ruderstoß und die gurgelnden Wasser ergriffen den Weidling mit kräftigen Armen. Das Ruder warf er ins Wasser, hoßte am Borderteil nieder und rief den Hund. In sich vertieft, saß er dort. Mit trockenen Augen sah er sein Fahrzeug immer schneller und schneller stromabwärts treiben. Immer auf und nieder trieb es, wohl auf und nieder schaukelte es. Nun ging er der Ruhe entgegen, zu seinem jungen, schönen, blonden Weib, zu seiner blaffen Tochter.

Wie herrlich mußte sich's bei ihnen schlafen! —

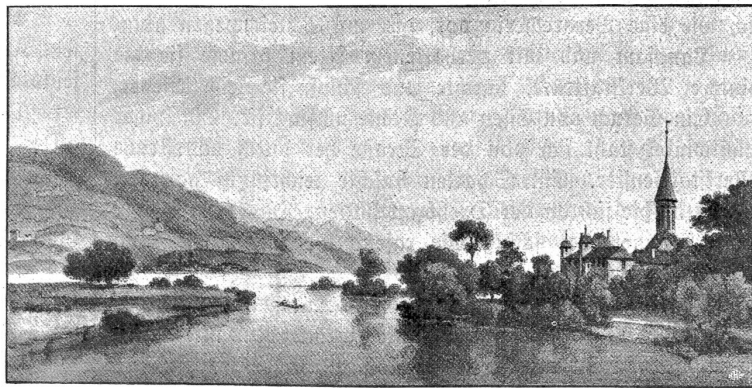
(Schluß folgt.)

□ □ „Ins.“ □ □

Es war im vorletzten Sommer, als den Schreiber dieser Zeilen die freundliche Einladung des Verfassers der „Bärndütsch“-Bände nach dem heimeligen „Eiß“ drüben am Rande des Großen Mooses und in das stille Landhaus an der Brüttelen-Straße führte, allwo der fleißige Mann seine Schriftstellerwerkstätte aufgeschlagen hatte. Ich fand einen lebenswürdigen Gastgeber und angenehmen B্লাude-
rer; die kurzen Stunden zerrannen im Fluge. Wir sprachen über „Ins“; das Manuskript war zum größten Teil schon fertig und hatte eben seine Reise zu den Gewährsmännern und Ueberprüfern angetreten. Denn daß ein von Staats-
hülfe getragenes Werk erst auf einem Pontius-zu-Pilatuswege zur Druckerei gelangt, ist nicht verwunderlich. Noch war für den Verfasser nicht alles erledigt; er sprach von gewissen Ausprache-
Unsicherheiten, denen er noch auf die Spur kommen müsse; erzählte mir dann von seinen lieben alten und jungen Mitarbeitern im Dorfe und in den Dörfern ringsum, von Herrn und Frau Direktor Kellerhals drüben in Witzwil, alt Regierungsrat Scheurer in Gampelen u. a., die ihm so freundlich zur Seite gestanden, aber auch von der Lehrers-
familie Anker und der Schaffnerfamilie Stucki und der Fräulein Helena Schwab, wo er viel Rat und Beistand gefunden hatte; bei Fritz Probst, dem Lehrer, dem „Chum-mer-z'Hülff“ zu allen Zeiten; saßen wir dann noch am selben Nachmittag in frohem Gespräch, bis mein Zug kam.

Emanuel Friedli, der bald Siebzigjährige, scheint sich aus seinem Arbeitsstoff ewige Jugend herauszugraben. Mit lachendem Mund erzählte er mir von seinen

vollgestopften Manuskriptkisten, die ihm und seinen Nachschaffern noch auf Jahre hinaus mit Stoff zu Einzeldarstellungen versorgen werden. „Ja, wer das noch erleben könnte!“ leuchtete er mit schalkhaftem Lächeln. Mit leuchtenden Augen berichtete er dann von seinen nächsten Plänen: Der Seeland-Stoff sei ihm zum zweibändigen Werk angewachsen; auf „Ins“ folge „Twann“. Hier wolle er endlich das so oft verschobene und so interessante Schulkapitel, sowie das Kirchenkapitel unterbringen. Hier werde auch vom Wein und von den Fischen die Rede sein. Den Pfahlbauern werde er ein eigenes Kapitel widmen, und er



Um St. Johannsen.

nannte mir seine gelehrten Mitarbeiter.

Mit Freude und Dankbarkeit gedenke ich heute, da mir